

Das Kind als Mutter

Autor(en): **Linberg, Irmela**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 38

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Kind als Mutter

Skizze von Irmela Linberg

Im nördlichen Teile Estlands, dort, wo das Meer unaufhörlich die steile Küste bespült, liegt ein altes Pfarrhaus.

Es ist Sommer, die schönste Zeit des Jahres für Blumen, Tiere und Kinder.

Barbara ist acht Jahre alt geworden, ihr Brüderchen Thedel sieben. Und seit kurzem gibt es noch ein winziges Schwesterchen im Hause, das den Namen Hilde trägt. Will jedoch Barbara, die es glühend liebt, das kleine Wesen in die Arme nehmen, läuft gleich das ganze Haus zusammen: „Um des Himmels willen! Sie läßt es fallen! Nehmt ihr das Kind fort!“

Darum hat Barbara sich etwas ausgedacht. Sie will selbst ein lebendiges kleines Kind haben. Eins, das ihr ganz allein gehört und das keiner ihr wegnehmen darf.

Sie geht zur Erzieherin und fragt: „Sagen Sie bitte, Fräulein Mayer, was muß man tun, wenn man ein kleines Kind haben möchte? Hilft es, wenn man jeden Morgen und jeden Abend ganz furchtbar den lieben Gott bittet?“

„So dummen kleinen Götzen wie Dir, gibt Gott überhaupt noch keine Kinder!“ schneidet die Bonne ärgerlich das ihr peinliche Gespräch ab.

Betrübt schleicht Barbara in den Garten. In den Apfelbäumen pfeifen die Stare. In ihren Nestern liegen buntgesprenkelte Eier, auf denen die Weibchen brüten. Bald werden kleine nackte Vögelchen ausgekrochen sein. Barbara weiß das als Landkind alles ganz genau. „Glückliche Stare!“ denkt sie.

Die Köchin kommt vorüber. „Na, Bärbe“, sagt sie, „Du siehst so unzufrieden aus. Was fehlt dir?“ —

„Ach Minna, ich möchte doch zu gern ein lebendiges kleines Kind haben. Weißt du nicht, wie man das anfängt?“

„Da muß man doch erst verheiratet sein“, erwidert die Magd.

„Als ob das etwas hilft! Wie oft schon haben Thedel und ich Hochzeit gefeiert, genau wie die Brautpaare in der Kirche.“

„Das ist ja nichts“, meint Minna wichtig. „Es kommt darauf an, daß man von einem richtigen Pastor getraut wird.“

In tiefes Sinnen verloren schreitet Barbara zwischen den Beeten hin. „Ein richtiger Pastor —“ murmelt sie. Und denkt an den Vater. — O, der würde es nie tun! Er ist so ernst und kann es nicht einmal leiden, wenn die Kinder „Kirche“ oder „Beerdigung“ spielen. Aber — — der Onkel Kandidat vielleicht? Der ist ja so ganz anders als die übrigen Großen!

Von ihrer neuen Eingebung getrieben rennt sie dem Hause zu und klopft an der Mansardentube, die der junge Hilfsgeistliche bewohnt.

„Bitte hilf mir, Onkel Kandidat! Du mußt mich trauen.“

„Trau — en? Ja, mit wem denn?“

„Mit Thedel natürlich! Es ist doch sonst niemand da!“

Er versucht es, ernst zu bleiben. Sie aber fährt, sich überbäufend, fort: „Ich will ein wirkliches kleines Kind haben und Minna sagt, dazu müßte man erst von einem richtigen Pastor getraut sein.“

Der Kandidat schaut auf seine Hände. Er möchte das Vertrauen des Kindes nicht verscherzen. Er versucht es abzulenken.

„Weißt du auch, daß es getraute Leute gibt, die keine Kinder haben? Kinder sind ein Geschenk Gottes, und nicht jedem gibt er es.“

„Mir wohl!“ behauptet Barbara zuversichtlich. „Ich werde alle Tage darum beten. Du wirst sehen, daß er mich erhört! Du mußt gut sein und es tun — im Gemüsegarten — hinter den Stangenbohnen — weißt du? Vater braucht es nicht zu erfahren.“

Die Hochzeitsfeier am Bohnenbeet hatte stattgefunden und Barbara war übergelukkig. Nun wartete sie. Tag für Tag. Die Herzfrüchte schwellen weiß und rötlich; die Johannisbeeren füllen sich mit säuerlichem Blut. Dann reifen die Butterbirnen und die ersten Klaräpfel fielen ins Gras.

Am ersten September war alles weiß bereift. Barbara lief an diesem Morgen schnell durch die gelbenden Halme, die ihr eifrig um die Waden schlugen. Ein Holztürchen führte in den Obstgarten. Mit klammernden Fingern schob Barbara den Riegel zurück und wollte eben die bemooften Stufen mit einem Sprung nehmen, als ihr Schuh an einen weichen Gegenstand stieß, der, durch die unsanfte Berührung in Schwung gebracht, über die Schwelle hinunter auf den bereits von raschelfnden Blättern bedeckten Weg rollte. Gleich darauf ertönte aus dem länglichen Bündel etwas wie ein schwacher Schrei. Mit einem Satz war Barbara unten. Ungeachtet des Raubreifens kniete sie nieder. Ihr Herz pochte hart gegen die Rippen. Ihre zitternden Hände betasteten vorsichtig das Wolltuch, bis sich ein winziges Gesichtchen, schmerzlich verzogen, daraus hervorschaute.

Aus Barbaras Brust brach ein Jubelruf.

„Das Kind! Mein Kind!“

Tränen stürzten aus ihren Augen. Sie riß das kalte Bündel an ihr Herz.

„Still, mein Liebes, Süßes du! Weine nicht mehr! Bist bei deiner Mutter! Sollst ins warme Bettchen kommen, gute Milch haben, ein himmelblaues Jäckchen, ein Klapperchen zum Spielen!“

Mit ihren dünnen Kinderarmen den kostbaren Fund umklammernd, trägt sie ihn dem Hause zu. Dankbar und glücklich. Der liebe Gott hat sie erhört! —

Es war ein wirkliches, lebendiges Menschenkind, ein Mädchen, das jetzt in Barbaras größtem Puppenbett lag. Immer wieder mußte die kleine, beseligte Mutter berichten, wie sie es „bekommen“ hatte, denn das Wort „gefunden“ lehnte sie standhaft ab.

„Es wird ein ausgesetztes Kind sein — das Kind einer schlechten, gewissenlosen Frau . . .“ meinte jemand. Barbara lachte verachtungsvoll.

„Das kann nicht sein. Der liebe Gott hat es für mich hingelegt. Ich habe doch darum gebetet. Viele Wochen lang habe ich ihn um dieses Kind angefleht.“

Im Arbeitszimmer des Hausherrn tagte der Familienrat. Der Pfarrer ging mit schnellen Schritten auf und ab.

„Man muß es natürlich ins Waisenhaus abliefern“, sagte er erregt, „weiß der Himmel, wo es herkammt!“

„Barbara wird sehr verzweifelt sein“, meinte die Pfarrerin leise.

„Nun, Herr Kandidat“, fragte der Pfarrer, „was sagen Sie zu dieser Geschichte?“

Holger Svenson, der Norweger, legte die Hände behutsam vor sich auf den Tisch.

„Es gibt meiner Ansicht nach nur zwei Möglichkeiten“, sagte er langsam und nachdrücklich, „entweder man klärt Barbara restlos darüber auf, wie die Kinder zur Welt kommen, oder — man läßt ihr den Findling, bestätigt gewissermaßen das Geschenk Gottes, indem man es anerkennt, die Oberaufsicht übernimmt, dem kleinen Mädchen aber möglichst alle Freuden und Berantwörungen überträgt.“

Die Pfarrerin sah auf.

„Ich denke auch“, sagte sie, „wir behalten das Kindlein vorläufig hier. Es wäre zu grausam, wollte man Barbara so schnell schon aus ihrem gläubigen Glück, aus ihrer himmelstürmenden Dankbarkeit für Erfüllung des „Wunders“ stürzen.“

Der Kandidat sah die Pfarrerin mit einem Blick an, aus dem Freude, Ehrfurcht und warme Zustimmung leuchteten.

„Tut, was ihr nicht lassen könnt!“ murmelte der Pfarrer und ließ sich dennoch, wie von einer unbequemen Last befreit, in einen Sessel fallen. —

Die Menschen finnen und denken, Gott aber lenkt.

Der kleinen Helga — so hieß nun Barbaras Kind — war die Nacht im bereiften Grase sehr übel bekommen. Heiße Schauer jagten über den kleinen Körper, schwere, keuchende Atemzüge entstrangen sich der schwächtigen Brust.

Barbara hatte den ganzen Nachmittag über unbeweglich am Waschkorb gesessen, in den ihre Mutter Helga gebettet —



Schweres Flugunglück bei Waldenburg (3 Tote).

Am Freitag den 10. September, nachmittags, ereignete sich bei Waldenburg ein schweres Flugunglück. Die Kursmaschine Bern-Basel prallte in dichtem Nebel gegen einen Berghang in der Nähe der Waldweide bei Waldenburg. Pilot Eberschweiler aus Bern und zwei englische Passagiere kamen dabei ums Leben. Wie durch ein Wunder kam der Bordfunker Huggler mit dem Leben davon. Das Unglück ist auf schlechtes Wetter, verbunden mit sehr schlechter Sicht, zurückzuführen. Pilot Eberschweiler stand seit Jahren im Dienst der „Alpar“ Bern und war als ausgezeichnete Pilot bekannt. Im Militär bekleidete er den Rang eines Fliegerhauptmanns.

Links: Das zweimotorige Unglücksflugzeug, ein Hochdecker mit Passagierkabine; unten dessen Trümmer.

Rechts oben: Bordfunker Huggler, der gerettet werden konnte.
Rechts unten: Pilot Eberschweiler, der ums Leben kam.

und die fieberheiße Hand des Kindes gestreichelt. Besorgt schaute die Pfarrerin in das blasser Gesicht ihres kleinen Mädchens.

Gegen fünf Uhr — es begann bereits zu dämmern — erschien der Pfarrer und ordnete die Nottaufe an. Barbara wurde beauftragt, den Kandidaten zu holen, der Pate stehen sollte. „Nun?“ fragte er. „Was bringst du neues?“

Da sah sie schon auf seinen Knien, schlang die Arme um seinen Nacken und weinte. Endlich konnte sie weinen!

„Du sollst nach unten kommen“, schluchzte sie, „Water will mein Kind taufen, weil es sehr krank ist —“ sie umkrampfte seine Hände. „Onkel Kandidat —“ brach es plötzlich aus ihr hervor, „weißt du, ob es — ob es — wirklich sterben muß?“

Svenfon streichelte das flachblonde Haar des Mädchens und schaute einige Augenblicke gedankenvoll in die ruhige Flamme der Lampe. Dann sprach er: „Ob es sterben muß, das weiß niemand, außer Gott.“

„Nein!“ rief Barbara schmerz erfüllt aus, „ich liebe es doch so sehr; es wird es doch so gut haben bei mir!“ Tränen liefen über ihre Wangen.

„Wo —“ erwiderte der Kandidat mit einem wehmütigen Lächeln, „könnte ein Menschenkind es besser haben als bei Gott?“

Es ist der einzige Ort, wo es sogar schöner ist, als bei der Mut-

ter . . . Aber ich wollte dir etwas erzählen: als ich zehn Jahre alt war, bekam ich ein kleines Brüderchen. Das war eine große Freude, denn ich war bisher das einzige Kind gewesen. Eine Woche später aber lag es in einem kleinen, weißen Sarge. Zu seinen Häupten und Füßen brannten Kerzen, und meine Mutter saß neben seinem letzten Bett, wie eine Gestalt von Stein. Am Abend, ehe man es auf den Kirchhof trug, schlich ich mich in das Leichenzimmer und drängte mich leise an der Mutter Knie. Da sagte sie mit einem ganz entrückten Lächeln: „Jetzt weiß ich, Holger, daß ich einen eigenen Stern am Himmel habe . . .“ — „Einen Stern?“ — „Ja, Holger, jedes kleine Kind, das ins Leben tritt, nur um gleich wieder zu sterben, wird von Gott als strahlender Stern an den Himmel gestellt, damit wir nie vergessen sollen, daß dort unsere wahre Heimat ist!“

Ganz still war Barbara geworden, während der Erzählung. „Vielleicht —“ sagte sie jetzt flüsternd, hat Gott auch mir ein lebendiges kleines Kind schenken wollen, sondern bloß — ein Sternkind . . .“

Sie gingen Hand in Hand die Treppe hinunter. Eine tiefe, warme Sicherheit erfüllte Barbara. Mit kleinen, festen Schritten, den Kopf ein wenig in den Nacken geworfen, betrat sie das Zimmer, in dem klein Helga eben ihren letzten Kampf gekämpft. Die Augen waren schon geschlossen. —

Da faltete Barbara die Hände.

„Mein Stern“, sagte sie voll tiefer Zärtlichkeit. „Mein lieber, kleiner Stern!“

Weltwochenschau

Nationalrätliches Traktandum

Von allen Gegenständen, welche die Präsidienkonferenz des „Unterhauses“ in Bern auf ihre Traktandenliste genommen, interessiert den Mittelstand am meisten die kommende Debatte über die Verlängerung jener Maßnahmen, welche Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte darniederhalten sollen. Bezeichnenderweise gießen hier wieder die Welschen einen besonderen Zuschuß an Öl ins Feuer. Die Initiativen der Waadtländer und der Freiburger, welche den „Epa“-Geschäften ganz einfach das Lebenslicht ausblasen, sie für ihr Kantonsgebiet souverän verbieten wollen, beweisen allerhand.

Zunächst muß man sich klar machen, daß Filialverbot und Verbot der Errichtung neuer Geschäfte der genannten Art die bestehenden im Grunde herzlich freuen mußte. Neue „Epa“-Läden und neue „Bazare“ würden ja in erster Linie die bestehenden konkurrenzieren. Daß die Bundesbehörden diese Gefahr für weitere zwei Jahre hängen wollen, müßte die verschiedenen „Aktiengesellschaften für Billigwaren“ veranlassen, Danktelegramme nach Bern zu senden. Da gehen die Welschen schon anders vor. Sie scheinen nicht zu wissen, daß seinerzeit die Frontenbewegung den Bundesrat nicht weiter gebracht als gerade bis zur Verhinderung weiteren Wachstums der „Warenhauskultur“. Um nicht das Heer der Angestellten dieser Geschäfte brotlos zu machen! Und um nicht das Heer von Liebhabern von Bazarware zu brüskieren. Denken sie sich, den Bundesrat weiter treiben zu können? Auf ein Verbot im Kantonsgebiet wird es zunächst Prozesse hageln, denn die Verbotenen werden sich auf die garantierte Gewerbefreiheit berufen. Provisorische Ausdehnungsverbote schaffen noch kein „sicheres Recht“, auf das sich die Kantone berufen könnten.

Wird wohl in den eidgenössischen Räten das Gefühl wach, daß die „provisorischen Beschlüsse“ über die Unterbindung gewisser „Erwerbspraktiken“ lauter Verlegenheitsbeschlüsse sind und verraten, wie sehr man sich vor dem eigentlichen Thema, der Vernichtung unserer kaum hundertjährigen Gewerbefreiheit, fürchtet? Also vor der Verfassungsrevision! Der „Wirtschaftsartikel“, den der Bundesrat vorbereitet, soll ja bekanntlich diese „Revision“ vermeiden. Man will die alte Form der „Freiheit“ nicht drangeben, man wagt nicht zu denken, wie weit solche